

# Strich und Leitfaden

## Die Rezension im Blick der „Texte zur Kunst“

Ein Leben lang in Ausstellungen zeitgenössischer Kunst unterwegs sein, zwanzig, vielleicht dreißig gesehen zu haben, um sich dann über eine einzige auszulassen – wird das nicht irgendwann langweilig? So wurde die Kritikerin Roberta Smith einmal gefragt. Nein, gab die Veteranin der „New York Times“ zu verstehen: „Selbst die schlechteste Kunst erzählt etwas darüber, was gerade in der Luft liegt.“ Tatsächlich sollte die Neugier nie nachlassen. Unbestritten ist die Kunstkritik aber auch eine Sklavin der Agenda. Und ihr traditionelles Hauptfach, die Rezension, gerät heute durch die sozialen Medien unter Druck, wo alle ihre persönliche Doxa raus-hauen können, eher unbeschwert vom Druck belastbarer Maßstäbe.

Schon vor dreißig Jahren bemerkte Stefan Germer, auch der Profikritiker verfüge nicht über jederzeit gültige Kriterien, müsse aber so tun, als ob. Wenn der frühgestorbene Mitbegründer des Magazins „Texte zur Kunst“ dann aber doch sehr bestimmt einforderte, die Gegenwartskunst solle die je herrschenden institutionellen Rahmenbedingungen reflektieren, setzte er bereits den Ton, den die jüngste Ausgabe des traditionell avantgardistischen Berliner Publikationsorgans jetzt erneut anschlägt. Es widmet seine Spalten als „Hommage an die Review“ jener „historisch-spezifischen Gattung“ der Kunstliteratur, die hier und dort als Auslaufmodell abgetan wird: „Rezension“. Mag auch das Lamento über den Bedeutungsschwund der Kritik längst seinerseits einen historisch-spezifischen Status erlangt haben, lohnt es, die Spielräume des Formats noch einmal auszumessen – was auch auf einem kleinen Symposium geschah, das die Zeitschrift gemeinsam mit der deutschen Sektion des Kritikerverbands AICA, der Association Internationale des Critiques d'Art, in der Berliner Volksbühne veranstaltete.

Kritische Urteile seien seit der Postmoderne „kaum absicherbar“, Unsicherheiten mehrten sich, stellt Anna Sinofzik fest, Redakteurin von „Texte zur Kunst“. Sie empfiehlt, diesen Befund „mit jeder Rezension neu auszuloten“. Die damit verlangte Klarheit darüber, wer aus welcher Position über welchen jeweiligen Gegenstand spricht, soll das kritische Urteil aber natürlich nicht suspendieren. Differenzierte Betrachtung wird immer produktiv ausfallen. Die Bewertung von Kunst kann sich, wie diese selbst, ohnehin nicht in Sicherheit wiegen, will sie nicht in Selbstgenügsamkeit zurückfallen. Gefragt sind ja keine standardisierten, sondern möglichst eigene, originelle Stimmen. Auch auf Kriterien findet dann der Maßstab der Originalität Anwendung. Sie werden ihrerseits Gegenstände kontroverser Diskussion, damit die Kritik als Handreichung dazu dienen kann, wie und worin sich Gegenwart in der Ästhetik konkret geltend macht.

In der Inflation von Angeboten können Redaktionen und Autoren ihr Profil durch Auslese schärfen. Sie sollten diese aber stets begründen, fordert Antonia Kölbl, ebenfalls Mitglied der Redaktion von „Texte zur Kunst“, um eingeschliffenen „Marginalisierungsmechanismen“ in der musealen Repräsentation entgegenzuwirken. Auch diese Begründungspflicht wird nichts und soll womöglich auch gar nichts daran ändern, dass gesellschaftliche, kulturpolitische, ökonomische, auch betriebsinterne Gesichtspunkte darüber bestimmen, was in einer Ausstellung präsentiert und in einer Rezension formal bewertet wird: Kunstkritik ist so gesehen immer schon Gesellschaftskritik. In dem Anspruch, jeweils aufs Neue zu erklären, was „zeitgenössisch“ in der Kunst eigentlich bedeuten soll, kann die Kritik aber auch für die Kunstgeschichte sowohl als Quelle wie als Modell nützlich sein, wenn man der Berliner Kunsthistorikerin Charlotte Klonk folgt, die in Archiven nach Rezensionen forscht, um sich ein Bild von vergangenen Gegenwarten und den Architekturen des Wissens zu machen. Die Kritik befinde sich programmatisch in offener Meinungskonkurrenz, so Klonk, schreibe dergestalt aktiv am Kanon mit und sollte sich dessen auch bewusst sein.

Ganz anders stellt sich die Relevanz heutiger Rezensionen von Ausstellungen alter Kunst für Andreas Beyer dar. Der Basler Kunsthistoriker ordnet diese Textgattung im Jargon der Bibliotheken als „graue Literatur“ ein, will sagen: In der Kunstgeschichte zähle die Rezension so gut wie nichts, dem Interesse des Publikums an den großen Ausstellungen aus Museumsbeständen zum Trotz. Eine zeitnahe Besprechung, womöglich noch während der Laufzeit einer Ausstellung, werde sogar als unseriös angesehen. Grund für die – nach Beyers Darstellung – gegen null tendierende Wertschätzung ist der Interessenkonflikt, der regelmäßig programmiert sei, wenn Fachleute einander beurteilten, die sonst gemeinsam in Gremien über Fördermittel und offene Stellen befänden.

Das sieht im Feuilleton zum Glück anders aus. Die Anzahl der Rezensionen mag hier zwar zurückgegangen sein, nach einer Zählung von „Texte zur Kunst“ übrigens auch in dieser Zeitung. Gleichwohl fungiert sie noch immer als Instrument der Meinungsbildung für Interessierte, als unendliche Folge von Plädoyers oder, um ein Wort von Ernest Renan abzuwandeln, als tägliches Plebiszit für das Kulturgut Ausstellung.

GEORG IMDAHL